

ANN PACKER

ROMAN



EIN UNERHÖRTER WUNSCH

HANSER  BERLIN

Leseprobe

Das Buch

Dass dieser Moment kommen würde, wussten sie beide: Claires Erkrankung geht in die Phase der letzten Monate und Wochen. Fast vierzig Jahre lang haben sie eine gute Ehe geführt, zwei Kinder großgezogen und die Herausforderungen des Lebens gemeinsam bewältigt – die sprühende Claire und Eliot, stets etwas in ihrem Schatten, aber bedingungslos an ihrer Seite. Vielleicht waren sie sich nie so nah wie jetzt. Da konfrontiert ihn Claire mit einem Wunsch, der ihn komplett aus der Bahn wirft: Nicht ihn will sie um sich haben in der Zeit, die ihr bleibt, sondern ihre besten Freundinnen Holly und Michelle.

Die Autorin

Ann Packer, geboren 1952, ist die Autorin von Bestsellern wie *The Children's Crusade* und *The Dive from Clausen's Pier (Weil du zu mir gehörst)*, ausgezeichnet mit dem Kate Chopin Literary Award sowie zahlreichen weiteren Preisen. Ihre Kurzgeschichten erschienen unter anderem in *The New Yorker*. Sie lebt in New York, Kalifornien und Maine.

Ann Packer. *Ein unerhörter Wunsch*
Aus dem Englischen von Patricia Klobusiczky
304 Seiten. Hardcover. Auch als E-Book
Erscheint am 21. Juli 2026

hanser-literaturverlage.de

Umschlag: Lübbecke Naumann Thoben, Köln
Motiv: © Lisa Golightly

1

UND DANN WAR er vorbei, dieser letzte Termin bei Claires Onkologen. Eliot stand auf und schüttelte ihm die Hand. Claire rutschte stückchenweise zur Stuhlkante vor, zog eine kleine Grimasse und erhob sich unter Aufbietung all ihrer Kräfte. Schon immer klein und zierlich, war sie inzwischen winzig, ihr Gewicht auf besorgniserregende 45 Kilo gesunken. Das rund zweieinhalb Zentimeter kurze Haar klebte in dichten Löckchen an ihrem Schädel.

Dr. Steiner wartete, bis sie so weit war, bevor er ihre Hände ergriff. »Es war mir eine Ehre, Sie zu behandeln, Claire«, sagte er.

Eliot sah, wie Claire die Lippen schürzte: Gleich würde sie sich einen kleinen Scherz erlauben. »Es war mir eine Ehre, von Ihnen behandelt zu werden, Dr. Mark Steiner.«

Der Arzt drückte ihr beide Hände, trat einen Schritt zurück und streckte galant den Arm aus. Er überließ ihnen den Vortritt, das hatte er bisher nie getan.

Der Flur war voller Leute, Claire bewegte sich dicht an der Wand entlang und blieb ab und zu stehen, um zu Atem zu kommen. Als sie die Toilette aufsuchte, postierte sich Eliot vor der Fotografie eines Berggipfels bei Sonnenaufgang, die er bisher unzählige Male passiert hatte, ohne sie zu bemerken.

Im Auto sah sie ihn eindringlich an. »Alles in Ordnung?«

Eliot hatte keinen ausgeprägten Sinn für Wendepunkte, im Gegensatz zu ihr – der Jahrestag ihres ersten Kusses, das Befüllen der letzten Brotbox, das erste Weihnachtsfest ohne ihre Mutter waren für Claire von Bedeutung –, und sie sehnte sich

manchmal danach, dass er solche Ereignisse angemessen würdigte. Gerade an diesem Tag wollte er alles richtig machen. Das offizielle Ende der Behandlung durch Dr. Steiner hatte Eliot aber weit weniger erschüttert als manch andere Etappe auf diesem langen und qualvollen Weg, der nun so trostlos endete. Wie jene Nacht im Januar, als sie ein paar Tage vor ihrer nächsten Therapiesitzung im Tiefschlaf lag, dank Zolpidem, weil sie sich selbst nach so vielen Jahren immer noch vor der Chemo fürchtete, und ihm, während im Fernsehen ein Basketballspiel übertragen wurde, die Tränen kamen, sie strömten ihm über das ganze Gesicht, obwohl er nicht weinte, nicht schluchzte. Damals hatten sie noch so stark unter Druck gestanden.

»Bei mir schon«, sagte er. »Und bei dir?«

Sie sah ihn nachdenklich an. »Weißt du, was mir gerade durch den Kopf ging? Falls er sich diese Ferienhütte doch noch kauft, werde ich das nicht mehr mitbekommen.«

Sie meinte Steiner. Seit Jahren mietete er dieselbe Hütte in Maine, immer für zwei Wochen im August, und hatte Eliot und Claire unzählige Male erzählt, er würde sie gern kaufen. Diese Hütte war zwanzig Meilen vom Haus entfernt, in dem sie immer ihre Ferien verbrachten, ganz in der Nähe der Hummerbrötchen, die ihnen am besten schmeckten, und des kleinen Kiesstrands. Der Aufenthalt in Maine war ihnen das liebste Sommervergnügen, und das seit sie kurz nach ihrer Hochzeit für ein langes Wochenende bei Freunden südlich von Portland zu Besuch gewesen waren. Danach mieteten sie sich jeden Sommer selbst ein Haus, zunächst nur für eine, später, als sie Kinder hatten, für zwei Wochen, und irgendwann konnten sie es sich leisten, länger Urlaub zu machen,

und blieben drei. Nachdem sie im vergangenen Spätsommer ihre Sachen wieder eingepackt hatten, wussten sie beide, dass es Claires letzte Reise nach Maine gewesen sein könnte, aber damals war die Chemo noch wirksam, und sie redeten nicht darüber. Wendepunkte waren ihr wichtig, sicher, aber sie verfügte auch über die beeindruckende Fähigkeit, nicht voreilig zu handeln.

»Wahrscheinlich nicht«, sagte Eliot.

Claire zuckte kurz mit den Schultern. »Wie so vieles anderes nicht.«

Er lächelte sie verständnisvoll an, in der Hoffnung, sie würde sein Lächeln als Ermutigung verstehen, weiterzudenken, wenn ihr danach war. Sie klopfte auf das Armaturenbrett, bereit loszufahren.

Zu Hause brachte er Claire ins Bett und nahm ihre leere Flasche mit in die Küche, um sie mit gefiltertem Wasser aufzufüllen. Als er ins Zimmer zurückkehrte, hatte sie sich unter der Decke vergraben, die Umrise ihres Körpers sahen aus wie die eines Kindes. »Heute bin ich wirklich erledigt«, flüsterte sie, und in ihrer Stimme schwang ein Hauch Traurigkeit mit.

Er küsste sie auf die Schläfe. »Das sehe ich. Es tut mir so leid. Versuch zu schlafen, ja?«

Eliot schloss die Tür hinter sich. Die Schmutzwäsche musste in die Maschine, der Geschirrspüler wollte ausgeräumt werden. Er hätte sich so gern in die Arbeit gestürzt, konnte sich aber nicht dazu aufraffen, eine der größeren Aufgaben in Angriff zu nehmen, die gut und gern ein paar Stunden beanspruchen würden. In drei bis sechs Monaten würde

er alle Zeit der Welt haben, um in der Garage Ordnung zu schaffen oder mit dem Tischlern anzufangen oder allein nach Vietnam zu reisen.

Am späten Nachmittag klopfte jemand leise an die Tür. Es war Holly, mit Tupperwareboxen beladen.

»Sie schläft«, wisperte Eliot.

»Ich werde ganz leise sein.«

Als sie in der Küche waren, räumte Holly die Speisen in den Kühlschrank und erklärte, was in jedem einzelnen Behälter steckte. »Wie war's?«

Eliot zuckte mit den Achseln.

»Ernüchternd?«

»Er war sehr nett. Davor haben wir im Wartezimmer dieses Mädchen gesehen.«

»Autsch. Hat Claire mit ihr geredet?«

Das Mädchen war ein paar Monate zuvor im Infusionsraum erschienen und hatte im Stuhl neben Claire Platz genommen. Ewing-Sarkom, zwölf Jahre alt. Claire hatte an ihr einen Narren gefressen, sie unterhielt sich mit ihr über deren Vorliebe für kleine statt große Hunde und wie sie im letzten Sommer geübt hatte, Salto vom Einmeterbrett zu springen. Das war eine von Claires Gaben, im Handumdrehen solche herzerwärmenden Freundschaften zu schließen. Ein paar Wochen später hatte sie das Mädchen zu ihnen eingeladen und ihr beigebracht, wie man Baiser macht.

»Sie hat ihr nur zugewinkt.«

»Wie ging es ihr?«

Eliot wusste, dass sie Claire meinte, aber er hatte diese Frage in den letzten acht bis neun Jahren zu oft beantwortet. Er war nicht mehr mit dem Herzen dabei und kam sich

hölzern vor, wenn er trotzdem antworten musste. Darum tat er so, als habe er Hollys Frage auf das Mädchen bezogen. »Sie saß ziemlich weit weg, hinter dem Aquarium. Schwer zu sagen.«

Holly musterte ihn. Gleich würde sie fragen, wie es ihm ging.

»Wie geht es dir, Eliot?«

»Dieser Termin war eine reine Formsache.«

»Ich weiß.«

Sie griff in ihre Tasche und zog einen Lippenpflegestift heraus, offenbar hatte sie nicht vor, so bald wieder zu gehen. Einer stillen Übereinkunft nach bildeten sie beide als Vorsitzender und Vize-Vorsitzende ein Team, das für Claires Wohlergehen verantwortlich war. Sie tauschten Informationen und Beobachtungen aus. Aber jetzt wollte Eliot allein sein. Er wollte seine Rückengymnastik machen, sich vielleicht ein Bier genehmigen.

Von fern war zu hören, wie die Schlafzimmertür aufging. Eliot hörte Claires Rollator gegen den Türrahmen stoßen, den vertrauten Klang ihres Hustens. Als sie Holly erblickte, strahlte sie über das ganze Gesicht. »Du bist da.«

Sie fielen einander um den Hals. Die große, kräftige Holly mit dem dicken rotbraunen Haar, dem muskulösen Körper. Claire verschwand in ihren Armen. Hollys Schultern bebten, Claire gab beschwichtigende Laute von sich und weinte schließlich selbst ein wenig. Sie wies mit dem Kopf in Richtung Schlafzimmer, Holly ging mit ihr dorthin, es würde wahrscheinlich Stunden dauern, bis sie wieder auftauchte.

Zu Eliots Erstaunen kam Holly schon nach zehn oder höchstens fünfzehn Minuten wieder raus.

»Gehst du schon?«

»Sie möchte Ramen essen. Ist es okay, wenn ich ihr eine Portion besorge?«

Eliot bezweifelte, dass Claire wirklich etwas essen würde, wenn Holly damit zurückkehrte, aber es war trotzdem völlig okay. »Na klar.«

»Möchtest du auch? Claire sagte ausdrücklich, wir sollten >alle Ramen essen< – als hätte sie eine Vision gehabt. Weißt du noch, wie wir früher freitagabends immer alle zusammen gegessen haben und die Kleinsten partout keine Pizza wollten?«

Eliot erinnerte sich an lauter Kinder, die auf den Stühlen mit Leiterlehne knieten, die er und Claire von seiner Großmutter geerbt hatten. Diese Stühle hatten einen hohen Schwerpunkt und kippten manchmal um, wenn die Kinder zu sehr aufdrehten. Er führte sich das lärmende, vollbesetzte Esszimmer vor Augen, in dem sich drei, manchmal sogar vier Familien drängten. Claire in ihrer Blütezeit, nichts entging ihr, sie wusste alles. Wenn Eliot dann spätabends den Geschirrspüler einräumte, erzählte ihm Claire, was sie alles in Erfahrung gebracht hatte, durchs Zuhören ebenso wie durchs Beobachten. Dave Moulton hatte irgendetwas zu verbergen – Spiel- oder Drogensucht vielleicht oder eine Affäre, wer weiß? Der Baxter-Junge kam in der Schule nicht so gut mit, und in der Baxter-Ehe kriselte es wieder. Eliot hörte Claire so gern zu, wenn sie über andere sprach, mit ihrer Mischung aus Anteilnahme und Sachlichkeit. Holly nannte sie »O weise Frau«, weil Claire die kleinen Alltagsprobleme einer Familie so gleichmütig betrachtete. Holly war damals oft ziemlich voreingenommen.

»Stimmt«, sagte Eliot jetzt. »Statt Pizza haben sie Ramen gegessen. Kann sein, dass noch ein paar Packungen übrig sind.«

»Nein, sie möchte frische Ramen, vom Imbiss. Ich bringe eine Portion für dich mit, falls du es dir später anders überlegst.«

Als Holly weg war, ging er ins Schlafzimmer. Claire telefonierte, an das Kopfteil gelehnt. Seit er sechs Monate zuvor das Gästezimmer bezogen hatte, um sie möglichst ungestört schlafen zu lassen, war alles, was ihnen früher gemeinsam zu gehören schien, voll und ganz theirs geworden. Kleidung, Bücher, Zeitschriften, ihre Wasserflaschen, Tabletten, die Fotos, die sie kürzlich den Alben entnommen hatte, um sie jederzeit zur Hand zu haben. Feuchtigkeitscreme, ein Heizkissen, ein kleines Notizbuch samt Stift. Es war ihre Klausur. Irgendwann hatte er auch sein Waschzeug ins Gästebad getragen und ihr das Feld komplett überlassen.

»Michelle«, sagte sie lautlos und deutete auf das Telefon. Er zog sich zurück.

Abby kam am Wochenende zu Besuch, die Kinder blieben zu Hause bei Isaac. Für zwei Tage konnte man ihnen die Fahrt aus Virginia hierher und wieder zurück nicht zumuten, es wäre für alle die Hölle. Abby konnte aber auch nicht länger warten. Mit ihrem ebenfalls stark ausgeprägten Sinn für Wendepunkte musste sie Claire unbedingt jetzt sehen. Als Eliot irgendwann das Fernsehzimmer betrat, hatte Abby den Kopf in Claires Schoß gelegt, die ihr das Haar streichelte. Genau so hätte sich das auch vor zwanzig Jahren zutragen können, als Abby ein Teenager mit gebrochenem Herzen war. Der Ge-

danke daran, wie die Zeit verstrich, war für ihn schier nicht auszuhalten. Er konnte sich nicht in die Vergangenheit begeben, sich all diesen Gefühlen aussetzen, andernfalls würde er womöglich nie wieder in die Gegenwart zurückfinden.

Später, als Claire eingeschlafen war, sagte Abby zu ihm: »Du müsstest dir Hilfe suchen, Dad. Du brauchst ebenfalls Beistand.«

»Ich kümmere mich schon so lange um deine Mutter, ich schaff das schon.«

»Emotionalen Beistand.«

»Ich weiß, was du meinst.«

Abby hatte auf der Fensterbank gesessen und stand nun auf, rastlos durchquerte sie das Zimmer, lehnte sich an die Wand, um im nächsten Moment zurückzugehen und einen vergessenen Becher aufzuheben. Sie trug ihr Haar jetzt kurz, auf Eliot wirkte das streng, auch wenn es sicher praktisch war, bei ihrem Pensum. Sie sagte: »Ich hätte stärker darauf drängen sollen, dass ihr umzieht.« Sie hörte sich so angespannt und verzweifelt an wie in ihrer Kindheit, wenn nicht alles nach Wunsch lief. Frustriert, weil sie zu viel will, pflegte Claire zu sagen und erinnerte Eliot daran, dass Abby ihm sehr ähnlich war. Würde man eine Gruppe eigensinniger kleiner Mädchen mit einer Gruppe von Managern konfrontieren, wäre Abby nicht weniger entschlossen als Eliot, den eigenen Willen durchzusetzen.

»Glaubst du wirklich, es hätte was gebracht? Wenn du beharrlicher gewesen wärst?«, fragte Eliot.

Als vor drei Jahren Claires erste Metastasen in der Lunge entdeckt worden waren, kam in der Familie vieles auf den Prüfstand. Binnen eines Jahres ging Eliot in Rente, und Abby

setzte alles daran, ihre Eltern zu sich zu holen. Eliot war weder dafür noch dagegen, er sah die Vorzüge genau wie die Nachteile, aber es war offensichtlich, dass Claire das unbedingt wollte, um bei Abby und den Enkeln zu sein. Genauso offensichtlich war ihre eiserne Überzeugung, dass sie es nicht tun konnten und nicht tun würden. Als Kinderärztin kümmerte sich Abby Tag für Tag stundenlang um den Nachwuchs anderer Leute, bevor sie sich stundenlang um ihren eigenen kümmerte. Claire hatte eine Riesenangst davor, ihr zur Last zu fallen.

»Ach, Dad«, sagte Abby. »Ich wünsch mir doch nur, dass ihr nicht so weit weg seid.«

»Und ich sag doch nur, dass es nicht deine Schuld ist.«

»Meinst du damit etwa, ich sei nicht allmächtig?«, fragte sie und unterdrückte ein Lächeln. »Das weiß ich doch längst, ich hab schließlich Kinder.«

»Na schön«, sagte Eliot. Und dann: »Ich bin froh, dass du hier bist, mein Schatz.«

Am nächsten Vormittag zoomten sie alle zusammen mit Josh. In Chicago war es noch richtig winterlich, und er trug eine Wollmütze und zwei Pullis, weil sein Haus alt war und es überall zog. Er sagte: »Hast du Lust auf eine Massage, Mom? Darf ich dir eine Massage spendieren?«

Claire warf Eliot einen Blick zu; Josh kam kaum über die Runden. Sie sagte: »Wie lieb. Allein, dass du mir das anbietest, ist Geschenk genug.«

Nachmittags wurde es für Abby Zeit zu gehen. Sie schmiegte sich an Claire und sagte: »Ich kann jederzeit zurückkommen. Wirklich jederzeit, deswegen bin ich doch in dieser großen Praxis. Moment mal, hast du Fieber?« Sie holte ein Stirnthermometer aus ihrer Handtasche.

»Immer einsatzbereit«, bemerkte Claire, durchaus freundlich, aber Eliot fühlte sich an frühere Momente erinnert, in denen Abbys berufliche Persona sich mit ihrer Identität als Tochter überschchnitt. Kurz nachdem Claire ihre Diagnose erhalten hatte, bestand Abby, die Medizinstudentin, darauf, dass sie ihren Mentor konsultierte, eine Onkologie-Koryphäe an der Uniklinik, den Abby bei einer Sommerakademie kennengelernt hatte. Claire und Eliot machten sich eigens deswegen nach Boston auf ... nur um genau das Gleiche empfohlen zu bekommen wie schon von ihrem Arzt zu Hause. Seitdem hatte Abby jegliche Bedenken für sich behalten.

»Knapp 37 Grad«, las sie am Thermometer ab. »Eigentlich schon fast über 37 Grad, aber das ist noch im Rahmen. Okay, so kann ich mich leichteren Herzens auf den Weg machen.«

Als Abby dann gefahren war, hatten sie noch den ganzen Abend vor sich. Eliot brachte Tabletten und bereitete Kleinigkeiten zu, weil Claire Übelkeit verspürte und nur wenig zu sich nehmen konnte, auch wenn sie hungrig war. Sie blieb bis spät in der Nacht wach und sah sich mit ihm eine uralte Komödie an. Es machte ihr Spaß, allein anhand der Frisuren und Kleider zu erraten, aus welchem Jahr ein Film stammte. »Diese Schulterpolster!«, sagte sie. »Wo ist mein Telefon, ich muss Holly fragen, ob sie sich an diesen Film erinnert. Ich hatte mal ein blaues Leinenkleid in dem Stil, mit flügelartigen Schulterpolstern. Gibst du mir bitte mein Telefon, damit ich sie anrufen kann?«

»Es ist gleich Mitternacht.«

»Sie ist bestimmt noch wach. Sonst ruft sie mich eben morgen früh zurück.«

Eliot holte ihr das Telefon. »Und wenn sie deine Nummer so eingestellt hat, dass dein Anruf sie weckt?«

»Dann schläft sie gleich wieder ein. Sie will ja, dass ich sie anrufe. Sagt sie jedenfalls.«

»Na klar.«

Holly war Claires älteste und liebste Freundin, sie kannten sich seit der zweiten Klasse. Als Eliot und Claire rund einen Monat zusammen gewesen waren und der Moment kam, Freunde und Familie zu treffen, hatte er sich zunächst ein wenig davor gefürchtet, Holly kennenzulernen. Claire hatte ihm von ihren schneidenden Bemerkungen über andere Jungs erzählt und er wusste, dass sie kein Blatt vor dem Mund nehmen würde, falls er sie nicht überzeugte. Nach der ersten Begegnung berichtete ihm Claire, Holly habe ihn »auf stille Weise geistreich« gefunden, ein derart verhaltenes Lob, dass Eliot sich mindestens eine Woche lang so geräuschvoll geistreich gab wie irgend möglich. Als Claire ihn schließlich fragte, was mit ihm los sei, gestand er, dass er aufgrund von Hollys Bemerkung versuchte, dynamischer zu erscheinen. »Lass es lieber«, sagte Claire, »du wirkst wie ein komischer Kauz.« Sie erzählte Holly davon und sagte ihm dann, es sei alles ein Missverständnis gewesen, Holly habe ihn nicht »auf stille Weise geistreich« gefunden, sondern »still und geistreich«, was noch viel schlimmer war. Claire hingegen entzückte dieses ganze Hin und Her, das ihr als kleiner Trittstein diente auf dem Pfad der Erkenntnis, dass Eliot für sie der Richtige war. Er war klug, kompetent und weltgewandt, lauter Eigenschaften, die sie sehr zu schätzen wusste.

»Als wir jung waren«, sagte Claire nun und legte das Telefon achtlos aus der Hand, »erstarrte ich vor Ehrfurcht.

Ich kam mir immer so dumm und gewöhnlich vor, im Vergleich.«

»Zu mir?«, fragte Eliot verblüfft.

Sie lachte leise. »Zu Holly, Liebling. Sie hatte eine solche Strahlkraft, einen solchen Elan. Von heute aus gesehen, war das wahrscheinlich nur Ausdruck all der Ängste und Stressmomente, die sie im Elternhaus auszuhalten hatte, aber mich verzauberte sie, weil sie so lustig und energiegeladen schien. Ich war wirklich ein kleiner Dummkopf.«

»Warst du nicht«, sagte Eliot, aber er hinkte einen Schritt hinterher, gekränkt, weil sie sich über seine Fehldeutung amüsiert hatte.

»Wenn ich es sage«, antwortete Claire, »heißt das, ich habe es damals wirklich so empfunden.«

Beschämt sagte er: »Sicher. Tut mir leid.«

»Du nimmst immer alles so wörtlich.«

»Und bin dennoch kein Wortmensch. Ein Wunder, dass wir es so lange miteinander ausgehalten haben.« Er blickte sie an und wartete, wünschte sich nur eine Form von Zustimmung, ein Zeichen der Anerkennung, irgendwas. Früher hatte sie ihn manchmal »mein Geschäftsmann« genannt, was für Außenstehende so klingen mochte, als wollte sie die großen Unterschiede zwischen sich und Eliot betonen, dabei liebte sie gerade seinen Sinn fürs Praktische, seine Tüchtigkeit.

Claire wies auf den Fernseher. »Ich glaube, mir reicht's.«

2

IRGENDWANN WÜRDE CLAIRE ein Pflegebett brauchen, doch jetzt wollte sie nicht mal, dass eins in der Garage bereitstand. Die Frau vom Hospiz erklärte Eliot, das sei nicht ungewöhnlich. Während ihres ersten Besuchs verwendete die Frau vom Hospiz mehrmals den Ausdruck »nicht ungewöhnlich«, was auf Eliot wie eine bewusste Entscheidung wirkte, als gelte es, Wörter wie »typisch«, »durchschnittlich« oder »normal« zu vermeiden. Claire hatte sich diese Einrichtung ausgesucht, weil ihre Freundin Susan Simmons sie ein paar Jahre zuvor genutzt hatte, jene Frau, der sie kurz nach ihrer Diagnose in einer Selbsthilfegruppe für Brustkrebspatientinnen begegnet war. Ihre und Susans Erkrankung hatten sich gegenseitig gespiegelt, mal auf tröstliche, mal auf erschütternde Weise – tröstlich, wenn Susan eine Phase erreichte, in die Claire zuerst gekommen war, denn so konnte sie ihr Orientierung geben, ihr behilflich sein; und erschütternd, wenn das Gegenteil eintrat und Susans Schreckensmeldungen eine Entwicklung vorwegnahmen, die Claire noch nicht durchlaufen hatte und zu fürchten begann.

Als sich bei Susan schließlich Metastasen in der Leber bildeten, ging es mit ihr rapide zu Ende. Claire harrte stundenlang an ihrem Krankenbett aus und kehrte dann traurig, aber auch merkwürdig ausgelassen heim. Ihre Besuche bei Susan brachten sie in eine Stimmung, die Eliot noch nie bei ihr erlebt hatte.

»Susan bekam ihr Pflegebett zwei Wochen vor ihrem Tod«, sagte Claire, als die Frau wieder weg war. »Wenn sich

genug Leute um einen kümmern, können sie alle Funktionen dieses Betts übernehmen.«

»Wie die Höhenverstellung?«

»Sie können einem helfen, all das zu tun, was sonst das Bett mit seinem elektrischen Schnickschnack erledigt. Zum Beispiel, wenn man sich zum Essen aufrichten will.«

»Du meinst, indem sie dir Kissen in den Rücken stopfen?«

»Oder mich einfach stützen.«

Eliot malte sich aus, wie es wäre, sie zu stützen, damit sie irgendeinen Bissen zu sich nähme. Oder eher einen Schluck. Claires Krankheitsjahre hatten sie bisher mit großen Schwankungen ihrer Intimität überstanden. Die ursprüngliche Diagnose hatte ihn umgehauen, das konnte er sich jetzt eingestehen – sie hatte ihn umgehauen und offenbart, wie wenig er dafür gerüstet war. Einmal war sie nachts, als der Giftcocktail ihr unerträglich zusetzte, zusammengebrochen und hatte geschrien, er liebe sie nicht. Sie lag auf dem Boden im Schlafzimmer, das dünner werdende Haar vorsorglich abrasiert, ihr war schwindlig, und sie hatte, wie er später erfahren sollte, Halluzinationen, die allgemein zwar selten auftraten, aber durchaus vorkommen konnten. »Strahlende Drähte«, hatte sie zuvor gesagt, als sie es ihm zu erklären versuchte. »Blaue Nadeln.« Vom Boden aus sagte sie: »Wie kannst du mich lieben und einfach neben mir stehen, während ich durch die Hölle gehe?« Und er sagte (wie dämlich, wie unfassbar dämlich): »Was soll ich sonst tun? Wäre es dir lieber, wenn ich nicht hier stünde?«

Später hatte es Phasen großer Nähe gegeben. Körperlicher Nähe, wenn sie sich im Bett, am Küchentisch oder im Auto

berührten. Aber auch emotionaler Nähe. Wahrscheinlich waren sie im Lauf ihrer Ehe noch nie so stark im Einklang gewesen.

»Wir besorgen es, wann immer du willst«, sagte er nun und meinte das Pflegebett. »Vielleicht wird es nie dazu kommen.«

»Und ich sterbe in meinem Bett«, sagte sie. »Unserem Bett.« Sie lächelte und fügte hinzu: »Wie wäre es, wenn du dich künftig wieder zu mir legst?«

Er schüttelte den Kopf: »Ich möchte auf keinen Fall deinen kostbaren Schlaf stören.«

Das Gehen fiel ihr immer schwerer, und so wurde ein Rollstuhl geliefert. Eliot brachte ihn ins Wohnzimmer und riet Claire, sich an der Armlehne des Sofas festzuhalten, während er den Rollstuhl hinter ihr in Position brachte. Ihre Hüften waren so schmal, dass sie im Sitz förmlich versank.

Sie sagte: »Lass uns einfach im Haus herumfahren.«

Er schob sie. Die Teppichkanten musste man mit etwas Schwung nehmen. Und dann vorsichtig wieder hinuntergleiten.

»Hier haben wir die Küche«, sagte er. »Und hier das Esszimmer. Am Ende des Flurs befindet sich das Fernzimmer.«

»Ist das etwa eine Hausbegehung?«

»Sehr gutes Preis-Leistungs-Verhältnis«, sagte er. »Man findet hier erstklassige Schulen.«

»Wir dachten eher an Homeschooling.«

Eliot unterdrückte ein Lachen. »Ach was. Wie alt sind denn Dickie und Janey?«

»Sie sind alterslos, wie es sich für Vorstadtkinder gehört. Dickie wird ständig herumrennen und die immergleichen kakigrünen kurzen Hosen tragen.«

»Rennt Janey auch herum?«

»Janey trägt ein Latzkleid und spielt mit Puppen.«

»Das tut mir ja so leid, Madam«, sagte Eliot. »Sie machen es Ihnen sicher sehr schwer.«

Claire lachte vor Vergnügen. Sie reckte die Hand über ihren Kopf, und er nahm und küsste sie. Er liebte es, ihre Hand zu küssen, hatte schon immer ihre Sehnenstränge geliebt, die Nägel, die so hübsch eingebettet waren, die rosige schimmernde Narbe, verursacht von einem schartigen Metallstück an ihrem ersten Fahrrad. In seiner Anfangszeit mit Claire fand er die Zartheit ihrer Finger ungeheuer anziehend.

»Eliot«, sagte sie.

»Ja, Liebling?«

Sie drehte sich zu ihm um. »Ich habe ein solches Glück. Ich meine, ich habe ein solches Pech – aber mit dir habe ich auch ein solches Glück. Es war ein solches Glück, in der Metro-North-Bahn dir und keinem anderen begegnet zu sein. Und dass ich keine dieser Frauen war, die beleidigt reagieren, wenn ein Mann ihnen Hilfe anbietet.«

Sie hatten sich auf der New-Haven-Linie kennengelernt, als Claire nach einem Vormittag in der City heimfuhr und er einen Kunden in Bridgeport aufsuchen wollte. Sie saßen nebeneinander und unterhielten sich zunächst ein wenig, ganz zwanglos, bevor sie sich in ihre jeweilige Lektüre vertieften. Eigentlich hätte es dabei bleiben sollen. Aber sie stand unterwegs auf, um eine Tasche herunterzuholen, die sie in der Gepäckablage verstaut hatte, und er erhob sich unwillkürlich,

um das für sie zu erledigen. Eliot erinnerte sich immer noch daran, wie ihr die Bluse aus der Hose gerutscht war, als sie sich nach der Tasche streckte, wie er wegen ihres Bauchnabels, auf den er ohne ihr Wissen einen Blick erhascht hatte, einfach aufgesprungen war. Später scherzte Claire, er sei zu galant, um sich an einem solchen Anblick zu erfreuen, ohne sich dafür erkenntlich zu zeigen, damals hatte es ihn aber verlegen gemacht.

Er ging um den Rollstuhl herum und ging vor ihr in die Hocke. »Du weißt, was ich gleich sagen werde.«

»Dass du der Glückliche bist.«

Er nickte. Seine Augen brannten.

»Es tut mir so unendlich leid.«

»Sag nicht so was, mein Schatz.«

»Tut es aber. Ich lasse dich im Stich.« Sie warf ihm einen wehmütigen Blick zu. »Wie sollen wir es denn machen?«

Sie meinte den Übergang von diesem Moment zu ihrem letzten, wie immer dieser sich auch gestalten würde. Wie sollten sie es praktisch handhaben, wie emotional. Sie wollte wissen, wie sie es beide aushalten sollten.

»Wir werden dafür sorgen, dass du es möglichst behaglich hast«, sagte Eliot und war sich bewusst, dass er die Frage nur in ihrem engsten Sinn beantwortete. »Soll heißen, ich werde – du wirst es ganz gelassen angehen.«

»Ich weiß«, sagte sie. »Ich weiß. Du hast mich so gut umsorgt, El. Aber – «

»Nichts >aber<«, sagte er. »Das ist das Wichtigste.«

Seufzend lehnte sie sich zurück. Seit ihrer Erkrankung hatten sie sich über die Jahre gegenseitig so oft beteuert, es werde schon gutgehen, in den Atempausen zwischen einer Krise

und der nächsten, Atempausen, die minuten- oder monatelang währten, es waren einfach zu viele Beteuerungen, die sich kaum voneinander unterscheiden ließen. Sie hatten sich auch darüber unterhalten, wie sehr sie durch diese ständige Wiederholung – sie sei ja so dankbar, es tue ihr so leid; er werde immer für sie da sein, er sei ja so dankbar – an Bedeutung einbüßten.

»Wollen wir rausgehen?«, sagte sie. »Und wie soll ich damit von der Diele auf die Veranda und dann die Stufen runterkommen?«

Eliot war überfragt. Jemand hatte den Bau einer Rampe vorgeschlagen, aber das schien – ja was? Überflüssig? Weil man sie nur für kurze Zeit brauchen würde?

»Macht nichts«, sagte Claire. »Zerbrich dir darüber jetzt nicht den Kopf. Gleich ruft Michelle an, und ich nehme den Anruf am besten im Schlafzimmer entgegen.«

Als sie damit beschäftigt war, trat Eliot ins Freie. Das Haus stand in einem Neubaugebiet aus den 1950er Jahren. Hier wohnten größtenteils Mitarbeiter der Yale University und andere Akademiker. Tatsächlich war Yale stark vertreten: Um die Ecke lebte ein Juraprofessor, zwei Häuser weiter ein Wirtschaftswissenschaftler. Ein paar Anglisten wohnten ihnen direkt gegenüber, ein richtiges Paar, Amerikanistik vermählt mit Chaucer-Expertise. »Was für eine unerwartete Verbindung«, wurde gewitzelt, wobei Claire beinahe selbst Amerikanistin geworden wäre, allerdings mit einem Unternehmensberater an ihrer Seite. Sie steckte gerade mitten in der Arbeit an ihrer Dissertation, Abby war damals erst sieben Monate alt, als sie ungewollt mit Josh schwanger wurde und erklärte, sie gebe

die Promotion auf, sie wolle sich auf die Kinder konzentrieren. Alle waren überzeugt, dass Claire ihre Arbeit wieder aufnehmen würde, sobald Josh in den Kindergarten ging, aber sie nahm einen Job in der Uni-Verwaltung an. Das war's dann mit »Fahles Pferd, fahle Schriftstellerin: Katherine Anne Porter und die literarische Darstellung des Krankseins«. Was für eine Ironie, nun da sie selbst so schwer erkrankt war.

Eine Rampe an der Vorderseite schien unmöglich, aber Eliot ging um das Haus herum, stellte sich an den Waldrand und musterte die Terrasse. Vielleicht an einer der Schmalseiten, mit einer 180-Grad-Kurve bis in die Mitte des Abhangs und einer Verlängerung zur Betonfläche vor der Einfahrt. Er schickte eine Textnachricht an Josh, und der antwortete: Prima, mach das, überrasch sie. Aber wollte Eliot sie wirklich überraschen, anstatt sich mit ihr zu beraten, das Ganze mit ihr zu planen? Solche Vorhaben hatten sie immer gemeinsam in Angriff genommen.

In der Küche löste er vorsichtig die Haut eines Hähnchens an der Brust und schob Knoblauch und Estragon dazwischen. Diese Zubereitungsart hatte er zuerst für seinen Dinnerclub ausprobiert, einem monatlichen Treffen von sechs Männern, die miteinander aßen und sich über Rezepte und Verfahren austauschten. Der Club war aus einem Kochkurs hervorgegangen, den Eliot auf Claires Drängen hin besucht hatte, als ihre erste Behandlungsphase abgeschlossen war. Sie hatte sich erholt und stand wieder in der Küche (nachdem fürsorgliche Freunde so viel Lasagne vorbeigebracht hatten, dass Eliot das Zeug bis heute nicht mehr ausstehen konnte), zu diesem Zeitpunkt hätte er also im Grunde gerade nicht lernen müssen, wie man kocht. Claire bestand aber darauf, dass er

diesen Kurs, von dem ihr ein Kollege erzählt hatte, besuchte, um einfach ein bisschen Spaß zu haben. Sie meinte, so hätte er auch mal Zeit für sich, und das habe er verdient, nach den unzähligen Stunden, in denen er ihr geholfen hatte, die Folgen der Chemo, der Bestrahlung und der OP zu bewältigen. Eliot hatte sich in der Küche immer fehl am Platz gefühlt, die Gerichte, die er hin und wieder zubereitete, wurden entweder bestaunt wie die Fingermalereien eines Kindes oder achtlos verzehrt. Im Kurs ging es um die Grundlagen des Kochens, um das Wie und Warum verschiedener Methoden, und zu seiner eigenen Verblüffung gefiel ihm das sehr. Am Ende dachte er noch einmal an all die Abendessen, die Claire für ihn und die Kinder zubereitet hatte, und ihm wurde klar, dass Kochen etwas unglaublich Erfüllendes sein konnte. Dass er einiges verpasst hatte.

Er hatte das Hähnchen gerade in den Ofen geschoben und schnipfelte Radieschen für den Salat, als er Claire näher kommen hörte. Als sie im Türrahmen auftauchte, waren ihre Augen zwar gerötet, aber sie wirkte ganz munter, was ihn an ihre Stimmung nach den Besuchen am Sterbebett von Susan Simmons erinnerte, an diese tiefe, heitere Zufriedenheit, die Eliot nie mit dem unmittelbar bevorstehenden Verlust ihrer Freundin in Verbindung hatte bringen können.

Sie sagte: »Michelle würde gern herkommen.«

»Für ein Wochenende?«

»Vielleicht länger. Sie hat sich ja abfinden lassen. Sie ist frei. Ich hatte ihr gesagt, dass sie mit dir reden soll, bevor sie den Aufhebungsvertrag unterschreibt, aber – «

»Ich bin sicher, dass sie auch ohne mich das Beste für sich herausgeschlagen hat.«

Michelle war Claires ehemalige WG-Genossin aus der Studienzeit. Klug und lebhaft, aber kein Mensch, mit dem Eliot wirklich warm geworden war. Sie hatte nie geheiratet, nie mit einem Partner zusammengelebt. Für ihre Eltern, die aus China stammten, war sie eine Enttäuschung, eigentlich zum Totlachen, wenn man ihre glanzvolle Karriere als Führungskraft im medizinischen Bereich bedachte. Zuletzt war sie Strategieleiterin eines Netzwerks von Gesundheitsdienstleistern mit Niederlassungen in sieben Bundesstaaten gewesen. Eliot ging davon aus, dass sie mit einer hübschen Stange Geld ihren Abschied genommen hatte – ganz ohne seine Hilfe.

»Was meinst du?«, sagte Claire. »Sie möchte bald herkommen. Vielleicht schon nächstes Wochenende.«

»Dann wird sie sicher bei Holly wohnen.«

Claire nickte. Ihr Gesicht nahm jetzt diesen verträumten Ausdruck an, den Erinnerungen manchmal auslösen. »Susan Simmons hat mal etwas sehr Lustiges über sie gesagt. Du weißt ja, wie versessen Michelle aufs Wandern ist? Und immer diese Touren unternimmt?«

Jetzt war Eliot verwirrt: Susan, die hiesige Krebs-Freundin; Michelle, die Studienfreundin, die heute in Atlanta lebte. »Susan kannte Michelle?«

»Na ja, sie hat sie nie kennengelernt, aber ich habe ihr viel von Michelle erzählt. Oder vielleicht haben sie sich doch kennengelernt? War Michelle bei meinem Sechzigsten dabei? Susan auf jeden Fall, ich weiß noch, dass sie diesen furchtbar schmerzhaften Abszess hatte und trotzdem gekommen ist.« Claire nickte, während sie ein paar Erinnerungsfetzen miteinander abglich. »Ja, und ich habe sie neben Abby gesetzt, weil ich wusste, dass Abby sie problemlos aus der Reserve

locken und genauso gut einfach mit ihr gemeinsam schweigen könnte. Aber ich habe kein Bild von Michelle an diesem Abend vor Augen. Warum sollte sie nicht ... genau, sie musste in letzter Minute absagen, weil ihr die Arbeit dazwischenfunke. Stimmt. Also haben sich die beiden tatsächlich nie gesehen.«

Eliot wartete eine Weile, Claire sprach aber nicht weiter. Er hakte nach: »Susan hat mal etwas sehr Lustiges gesagt?«

»Ach ja. Sie sagte, wenn Michelle wandern geht, sei das für sie eine Form von Aufstieg zum ... nein, Quatsch, sie sagte, Michelle steige auf, um ... ach, verdammt!« Claire hielt sichtlich frustriert inne.

»Sie steige auf?«

»Es fällt mir nicht mehr ein! Mein Gott, eben hatte ich es noch, ich hatte den ganzen Satz im Kopf.«

»Schon gut.«

»Von wegen. Es lag mir doch auf der Zunge. Ich hasse das.« Tränen schossen ihr in die Augen.

Sie saß am Küchentisch, und Eliot setzte sich auf den Stuhl neben ihr und zog sie an sich. »Halb so schlimm. Mir passiert das ständig.«

Claire erstarrte. »Du hast aber keine Hirnläsionen. Mein Gott, ich will das nicht.«

Er blickte ihr in die Augen. »Was willst du nicht?«

»All das hier! Herrgott, Eliot!«

Sein Gesicht brannte, und er senkte den Kopf, wohl wissend, wie manipulativ diese Geste war, sodass er sich gleich doppelt schämte.

»Eliot!«, keuchte sie. »Es tut mir leid, es tut mir unendlich leid.« Sie legte die Hand auf seine Schulter, mit etwas

Druck, damit er sich aufrichtete. Er wartete einen knausrigen Herzschlag lang, dann hob er den Kopf.

Ihre Augen waren rot, ihre Lippen fest zusammengepresst. Sie sagte: »Es tut mir leid. Das war gemein.«

»Halb so schlimm. Ich versteh's ja.« Er musste sie beide vor dem Abgrund retten. »Mir tut es leid.«

»Nein.« Sie weinte, das Gesicht in den Händen vergraben, mit bebenden Schultern. »Nein«, wimmerte sie. »Nein, ich will das nicht.«

Wieder nahm er sie in die Arme, vergeblich. Sie war in einen Zustand geraten, aus dem kein Trost sie befreien konnte. Mühsam stand sie auf. Drehte ihm den Rücken zu und weinte in ihre Hände hinein.